

Sächsische

37	8 <sup>o</sup>
----	----------------

475
-----

Landesbibl.



# Volkserhaltungsfragen



Zwei Zeitpredigten

gehalten im Mai 1916

in der Erlöserkirche zu Dresden

von

Pfarrer Lic. A. Neuberg



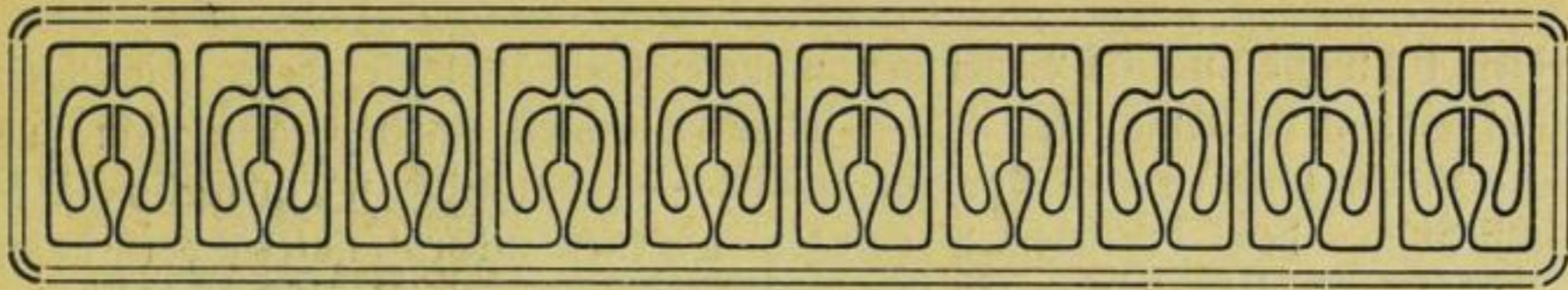
Dresden-N.

Verlag von C. Ludwig Ungelenk

N. 1 [Emil] A[rtur]

Sächsische  
Landesbibliothek  
22. JAN 1963  
Dresden

G



## Wir brauchen den barmherzigen Gott!

Predigt über Psalm 127 am Sonntag Mis. Dom. 1916.

Hauptlied: „Ich habe nun den Grund gefunden“, bis: Weil Christi Blut beständig schreit, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.

Ja, „beständig schreit“ es auch unser Sonntag über die Welt hin mit seinem alten Namen: Misericordias Domini — „die Barmherzigkeit Gottes“. So fleht er Gottes Erbarmen immer wieder nieder auf die Christenheit, weil sie es immer noch braucht und über die Gnadenhülle des allbarmherzigen Gottes noch nicht hinaus ist. Barmherzigkeit auch über unser deutsches Vaterland!

Mein Deutschland, du gefällst mir so nicht. Ich bin traurig, meine deutschen Brüder. Ich kann jetzt nicht stolz sein auf mein Vaterland. Ja, auf seine Waffen, seine unvergleichlichen Siege, auf sein Heer und seine Heeresleitung, auch auf seine Politik und auf seine starke, herrliche Kultur. Nicht aber auf die innere Kultur, auf den Geist, der die Menschen regiert und gegen den so schwer aufzukommen ist. Was sich da seit einigen Wochen vor unsern Augen abspielt, ergibt doch kein schönes Bild. Was hilft es, daß wir die treuen Waffenbrüder aus Bulgarenland mit Fahnen und Freuden empfangen und mit dem Gesicht eines ungebeugten und siegesgewissen Volkes begrüßen, wenn wir ihnen nicht dabei auch zeigen können das Bild eines innerlich wirklich einigen, eines von edelsten Kräften bewegten Volkes? Das aber sind wir noch nicht, meine Brüder. Nichts hat uns das so deutlich gezeigt wie diese Unklarheiten in den Nahrungsmittelfragen. Diese Zurückhaltung notwendiger Lebensmittel, diese Auffspeicherungen in den Häusern genuß- und selbstsüchtiger Leute, diese Preistreibereien angesichts der bitteren Not vieler Tausender, diese Preisüberbietungen gewissenloser Menschen, die die Tasche voll Geld haben und denen es nichts ausmacht, 5 Mark für das Pfund Fleisch zu zahlen, nur daß sie auf jeden Fall möglichst viel erlangen, —

diese Umwandlung im Benehmen mancher Geschäftsleute, deren Höflichkeit auf einmal verschwunden ist — solche Höflichkeit stammte also nicht aus der Liebe, sondern aus der Selbstsucht —; dazu die wirtschaftliche Abschließung der deutschen Provinzen gegeneinander, unter der unser Sachsenland jetzt leidet: wo ist sie da, die innere Einheit Deutschlands? Es ist mir, als hätte bisher eine Hülle über Handel und Wandel der Menschen gelegen, die die wahren Triebfedern verbarg, und als sei sie nun auf einmal weggerissen oder dünn geworden, daß man bis auf den Grund schaut und zum Erschrecken klar sieht, wie das Tun und Treiben so vieler Menschen eben doch von nichts als Selbstsucht regiert ist. In der Not zeigt sich immer der wahre Charakter der Menschen, und alle Hüllen fallen. Es ist wie bei dem Schiffbruch. Im Augenblick der Gefahr laufen die Menschen durcheinander und schreien durcheinander, jeder drängt sich nach dem Rettungsboot, sie kämpfen um den Platz, die eben noch auf das höflichste miteinander verkehrten und sich Liebenswürdigkeiten sagten. Es fallen alle Hüllen, und nur wenige feste Menschen zeigen sich groß, wie es die Stunde verlangt. Die Gefahr enthüllte die Abgründe des Herzens. So ist es jetzt in unserm wirtschaftlichen Leben mit seinen Gefahren, die doch noch so klein sind. Ein jeder denkt nur an seine Nöte und nicht an die der andern. Wenn nur er durchkommt, nur er nicht hungert. Ich weiß wohl, daß nicht alle so sind. Auch hier gehen wenige feste Menschen klar und gut ihren Weg durch das Treiben; sie wollen lieber selbst mit hungern als anderen wegnehmen, lieber selbst leiden als anderen verteuern. Aber im großen und ganzen — wie fern stehen wir noch einem wahrhaft christlichen Gemeingeist! Auch unser Deutschland ist wie die andern Länder ein Schauplatz der Selbstsucht. Dies sagen wir nicht als pharisäische Sittenrichter über andere oder als grau malende Pessimisten, wir sagen es mit tiefem Schmerze; wir tadeln auch den Einzelnen nicht, aber das ganze System des Zusammenlebens der Menschen. Ich tadle euch nicht, meine Freunde, von denen ich doch annehmen darf, daß sie sicher nicht gewissenlos handeln; ich möchte nur, daß ihr mit mir traurig seid. Wir müßten schlechte Christen sein, wenn uns jetzt nicht ein heiliger Zorn ankäme und eine tiefe Trauer. Schäme dich, Deutschland, und beuge dich!

Aber es ist vielleicht gut. Dieser Krieg, ein schonungsloser Offenbarer, hat wohl die Aufgabe, auch uns zu offenbaren, daß auch bei uns nicht alles in Ordnung ist, damit wir nicht in Versuchung kommen, uns als ein reines Engelland zu betrachten gegenüber der schlechteren Welt. Er will uns durch Klarheit zur Wahrheit führen. „Wenn du mich demütigst, so machst du mich groß.“ Will uns Gott wirklich zu einem großen Volke machen, so wird er uns zunächst allen Wahn von eingebildeter Größe nehmen, und wir werden in dem Augenblicke zur wahren Größe fähig werden, in dem wir auf den Knien liegen und sprechen: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiges Volk! Ohne ihn und seinen Geist

geht es auf die Dauer nicht. Wir brauchen den barmherzigen Gott und seine Hilfe.

Dies sagt uns heute unser Text, der 127. Psalm:

„Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen: denn seinen Freunden gibt er's schlafend. Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat! die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Tor.

Wir brauchen den barmherzigen Gott für unser Volksleben, daß es christlicher werde, für unser eigenes Herz, daß wir ruhiger werden, für unsere Jugend, daß sie tüchtiger werde.

### I.

Was uns bisher manchmal geärgert und bekümmert hat, die Modenarrheiten, die Leichtlebigkeit, die Jugendtorheiten, die Kriegsgewinne, das waren nur Auswüchse, nur Kleinigkeiten. Was sind sie gegen das Meer von Selbstsucht, das jetzt um uns brandet, in welchem die Menschenliebe nur wie eine kleine Insel ist — und wer weiß, ob wir auf dieser Insel leben, ob nicht auch wir mit unserem schwachen Ich an der Brandung hin und her geworfen werden und am Strande der Insel kämpfen! Christenheit, du hast es noch nicht erreicht, daß der göttliche Geist, der von den Menschen Liebe, Rücksicht und Teilnahme fordert, das Gemeinleben eines einzigen tüchtigen Volkes sichtbar und ganz gestaltet. Darum siehe du zunächst für dich selbst um die Barmherzigkeit deines Gottes, daß er deiner Kraftlosigkeit zu Hilfe komme!

Das Tun und Treiben der Menschen ist noch von Selbstsucht bewegt. Wollen wir also glücklich miteinander leben in einem freien glücklichen Volke, so muß die Selbstsucht gebunden werden. Wer baut uns den hohen freien Dom, in dem jedes Menschenherz frei atmen kann?

Ja, wer baut ihn uns? Die fortschreitende Kultur vielleicht? Ach es hat mich tief bewegt, was dieser Tage in unserer Stadt der berühmte Breslauer Naturforscher\*) aussprach: daß nach seiner Meinung die wissenschaftlich-technische Kultur der Neuzeit mit allen ihren gewaltigen Fortschritten bisher weniger die Glückseligkeit, also die wahre Kultur der Menschheit gefördert habe, als den Luxus, die Überkultur. Hinweg also mit allem falschen Vertrauen auf die äußere Kultur!

Hinweg auch alles Paktieren mit den gottfeindlichen Mächten aus dem menschlichen Leben! Unser Staatsleben muß sich charaktervoll darauf besinnen, daß es auf christlichem Grunde errichtet ist. Soll unser öffentliches Leben glücklich und gesund werden, so muß jeder gottfeindliche und unchristliche Einfluß in seiner öffentlichen Geltung eingedämmt werden.

\*) Professor Dr. Lummer, Vortrag über die Verflüßigung des Kohlenstoffes am 5. Mai 1916 in Dresden.

Die Absage von Gott macht die Menschheit unglücklich, und die Ausschaltung seiner wahrhaft sozialen Liebesgedanken öffnet der Selbstsucht Tür und Tor, und das Elend ist da. Land, Land, höre des Herrn Wort! Brich mit deinem Unglauben und spiele nicht mit der Gottlosigkeit! „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst.“

Es gibt eine Partei von Idealisten, die gegen die Selbstsucht im öffentlichen Leben kämpfen, von denen wir uns aber für die innere Gesundung nicht viel versprechen können. Wir können nicht zusammengehen mit Träumern, die da glauben, man bessere die Welt, wenn man nur die äußere Existenz verbessere. In dem sozialen Ideal des Volkslebens, das diese Männer aufstellen, liegen hohe Gedanken, aber zusammengehen mit ihnen können wir nicht. Abgesehen von ihrer engherzigen Ausschaltung aller religiösen Kräfte, worin sie auch in der Kriegszeit noch nichts gelernt und nichts vergessen haben, kann uns auch die Meinung, daß man mit der äußeren Lage die Menschen selbst verbessern könne, nur ein mitleidiges Lächeln abzwängen. Wir glauben nicht an diesen Weg von außen nach innen, weil wir das Menschenherz besser kennen. In den Herzen muß es werden, wenn es besser werden soll. Laßt uns besser werden — gleich wird's besser sein! Was uns helfen kann, ist nur ein anderer Geist und eine innere Erneuerung. Laß nur Gottes Kräfte wirksam werden im öffentlichen Leben, laßt ihn das Haus bauen und wachen über Stadt und Volk, so wird es besser werden! Vaterland, wirf dich dem barmherzigen Gott in die Arme, rufe nach ihm und seiner Hilfe! Es hilft dir nichts anderes, als der barmherzige Gott!

## II.

Anfangen muß es in jedem einzelnen von uns. Ich habe schon vorhin gefragt, meine Freunde, ob wir, die wir hier sind, alle ganz auf der Insel der Liebe leben. Wir wollen das Gute, aber unser Herz schwankt. Auch wir haben ein unruhiges Herz, das hin und her zittert. Auch wir ängstigen uns um unsere und der Unserigen Erhaltung: auch wir fragen ängstlich nach dem, was wir erlangen können, laufen also nach dem Rettungsboot und denken nicht an die anderen. Wir haben Liebe, aber sie treibt uns noch nicht. Wir glauben an Gott, aber unser Glaube hat die Furcht noch nicht ausgetrieben. Was uns fehlt, ist ein gelassenes ruhiges Herz.

„Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt er's schlafend.“ Wenn ich so ein „Freund“ Gottes wäre! Von Abraham wird berichtet, daß er mit Gott reden durfte wie ein Freund mit dem Freunde. Glaubt ihr, so ein Mann sei je ängstlich gewesen? hätte seinen Brüdern den Vorrang abgelaufen in der Sorge für die Zukunft? Er sah wohl



heiter umher und sprach: Was wollt ihr nur? was lauft ihr so? Ich stehe in Gottes Hand und bin gewiß seiner Hilfe. So läßt uns auch Jesus innerlich frei umhersehen. Ihr Kleingläubigen, was seid ihr so furchtsam? Sehet die Vögel unter dem Himmel!

Werfen wir doch einmal getrost und entschlossen unser Vertrauen auf den barmherzigen Gott, und wir werden sehen, wie treu wir versorgt sind. Unser Herz wird ruhiger werden.

Ein stilles Herz braucht ihr vor allen, ihr Menschen der Kriegsjorge, die ihr liebe Menschen draußen habt an der Front. Brecht entschlossen mit allem Halbglauben und mit bloßer Scheinreligiosität, die sich einschläfert in der Hoffnung: Der liebe Gott wird ihn mir schon behüten. Ihr müßt euch mit viel tieferem Vertrauen in seine Arme werfen und mit stillen Herzen sprechen lernen: Wie Gott will! und müßte ich traurig werden und weinen: es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir nützlich ist?

Wißt ihr, wie ein stilles Herz ist? Als Bodelschwingh noch ein junger Pfarrer in einer westfälischen Gemeinde war, hatte er vier blühende kleine Kinder. Alle vier starben binnen zwei Wochen an der Diphtheritis. Brachen die armen Eltern zusammen, oder verzweifelten sie an Gottes Güte? So schwer es ihnen war, im Hause die Kinderschritte nicht mehr zu hören, ihr Herz blieb stark und still. Vier Kreuze stellten sie auf die vier kleinen Gräber. Aufs erste schrieben sie: Der Herr ist mein Hirte! Aufs zweite: Mir wird nichts mangeln! Aufs dritte: Er erquicket meine Seele! Aufs vierte: Er führet mich auf rechter Straße! Das war im Sommer 1870. Ein Vierteljahr danach zog Bodelschwingh als Feldprediger nach Frankreich. Eben dadurch, daß er so Furchtbare erduldet hatte, war er stark und reich geworden, Verwundeten und Sterbenden ein Halt und Tröster zu sein.

So ist ein stilles Herz, und das müßt auch ihr haben, ihr Trauernden, die die schwere Botschaft aus dem Felde getroffen hat, — ihr Bangenden, die ihr das Ausbleiben der Nachricht, das schreckliche lange Schweigen durchlebt, und so ein stilles Herz müssen unsere Krieger mit hinaus in den Krieg nehmen.

Eine Schlacht im Kriege von 1866 war geschlagen nahe der schlesischen Grenze. Sterbende Krieger, Preußen und Österreicher, lagen auf dem Felde. Der junge katholische Geistliche des Dorfes ging am Abend über die Stätten des Todes; vielleicht daß es noch zu helfen, zu laben, zu trösten gab. Da kommt er zu einem preussischen Soldaten. Auf dessen Antlitz lag schon der Abglanz des Todes. Gelesen hatte er noch; das kleine Büchlein war aber der kraftlosen Hand entfallen und lag im Grase. Der Kaplan nahm es auf: Das hast du wohl lesen wollen, Freund? Soll ich dir's vorlesen? Es war das Militärgesangbuch der preussischen Soldaten, und aufgeschlagen war das Lied — wir haben es vorhin gesungen: Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält. So las denn im letzten Abend-

schein der katholische Geistliche dem sterbenden evangelischen Krieger ein evangelisches Lied vor. Und noch ehe er zu Ende kam, war der wunde Mann verschieden, aber mit einem stillen, friedlichen Ausdruck. Sinnend und schweigend ging der Kaplan weiter. Aber es ist ihm unvergeßlich geblieben; er hatte die Kraft eines evangelischen Liedes kennen gelernt. Der Eindruck dieses Erlebnisses ließ ihn nicht los, und er ist später ein evangelischer Pastor geworden. Wir aber sehen, ob sterbend oder lebend: Um ein ruhiges Herz zu haben, muß man den barmherzigen Gott sein eigen nennen.

Hätten wir deutschen Christen solche Herzen, so würde alles gut stehen im Lande. Wir wären die wahrhaft festen Menschen, an denen alle anderen sich aufrichteten. Das Vergangene wäre vergessen, in einer seligen Gegenwart könnten wir uns sonnen bei allem Schweren, was sie uns bringt. Aber ich habe kein rechtes Vertrauen, daß es darin viel anders wird. Ich fürchte, mit dem lebenden Geschlecht ist nicht mehr viel zu erreichen für Gottes Reich. Vielleicht muß erst ein anderes Geschlecht heranzuwachsen.

Da richtet sich die Hoffnung auf die Zukunft. Das heranwachsende neue Geschlecht soll unsre ganze Sorge und Hoffnung sein. Wir brauchen den barmherzigen Gott auch für unsre Jugend, daß sie besser werde, besser als wir.

### III.

Es ist öfters so in der Welt, wenn sich Neues anbahnt, daß die lebende Generation nichts mehr lernen, nichts vergessen, nichts neu gestalten kann. Da heißt es warten, bis sie abgestorben und eine neue herangewachsen ist. Die Bibel erzählt, daß Gott in der Wüste sein Volk vierzig Jahre warten ließ, ehe er es in das Land der Verheißung führte. Die alte Generation, die durch die Drangsale in Aegypten zermürbt war und nichts mehr umlernen konnte, sollte erst heimgehen. In der Wüste aber wuchs ein neues Geschlecht heran, reif und hart und stark, an Entbehrung und Kampf gewöhnt. Es schaute nicht sehnsüchtig zurück nach den Fleischtöpfen Aegyptenlands, weil es die nie gekannt hatte. Es war opferfähig und tatbereit. Es war auch in großen Erinnerungen aufgewachsen und mit heiligem Feuer erfüllt. So trat es ein in die neue Zeit mit ihren ungeheuren Aufgaben. Mit diesem Geschlecht konnte man's wagen.

Ähnliche Gedanken bewegen mich manchmal beim Blick auf die Gegenwart. Gewiß, zunächst hat der Krieg uns zur Freude viel Torheit und Weichlichkeit zurückgedrängt, und es stößt mancher jetzt kräftig mit ein in die Trompetentöne der Zeit, der früher nur sanfte, weiche Töne fand. Aber wird das so bleiben, wenn es wieder in den Frieden geht? Glaubt ihr wirklich, daß so ein reiner Anbeter des Schönen, selbst wenn er jetzt ehrlich die ernstesten, starken Eindrücke des Krieges auf sich wirken läßt, sich wirklich bekehrt und seinem Schön-

heitsevangelium auf die Dauer Abschied gibt? Es gibt ja noch jetzt Leute genug, die, wo die Welt in Flammen steht, über ein „Stilleben“ in Entzücken geraten. Oder glaubt ihr, daß ein weichlicher Genußmensch oder eine echte Modenärrin, auch wenn sie jetzt ein wenig zurückhalten müssen, von Grund aus anders werden? Glaubte ihr, daß so ein verfahrenerer sozial-republikanischer Dogmatiker, auch wenn die Welterfahrung unwiderleglich beweist, daß die republikanische Regierungsform keine bessere Gewähr für richtige Leitung einer Nation bietet als die monarchische, sich von seinem angelernten Wahn befehrt? Glaubte ihr, daß ein verrannter Atheist, selbst wenn der liebe Gott im Sturmschritt durch die Welt ginge, sich die Augen öffnen ließe? Es gibt Augen, die nicht mehr sehen, und Herzen, die nicht mehr fühlen können; da mag wohl noch eine schwere Operation oder tiefe Umwandlung dem Einzelnen helfen, aber ganze Generationen sind kaum zu befehren.

Ein neues Geschlecht muß es tun. Meine Freunde, laßt uns nicht ängstlich in die Zukunft sehen und immer nur über „verwahrloste“ oder „zuchtlose“ Jugend klagen! Es mag hier und da zutreffen, aber unter dieser Decksaat wächst eine neue Zeit heran. Lieber ist mir die Jugend immer noch, auch wenn sie sich einmal etwas wild gebaren mag, als das überfeinerte und blasierte Geschlecht der letzten Jahre, diese naseweisen Schülerchen, „fertig“ in philosophischen und ästhetischen Sachen, diese Mägdlein, mit großer Mundfertigkeit und Überhebung ihre kaum gewonnene Weisheit zu Markte bringend, diese kaum der Schule entwachsenen Bürschchen, mit allem schon innerlich fertig, was dem gereiften Menschen groß und heilig war. Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, Aufopferung des Mannes für die Nation, Enthusiasmus, patriotischer Schwung, das waren schon Töne, die nicht mehr als „fein“ und zeitgemäß galten. War diese Jugend etwa ideal? War sie nicht „verwahrlost“? Floß sie etwa über von Zucht und Ehrfurcht? Nein, es ist doch ein andres Geschlecht, was wir heranwachsen sehen. Abgehärtet und an Schweres gewöhnt; eine Jugend, die früh lernt, was ein Stück Brot bedeutet; eine Art, die wir mit heiligem Feuer und Enthusiasmus nähren müssen. Das muß unsre allerwichtigste Aufgabe sein.

Für die Zukunft kämpfen unsre Helden. Für ihre Kinder stehen unsre Krieger im Felde. Für das kommende Geschlecht fließt der Helden Blut. Auf den Kindern ruht bange und froh zugleich der Blick der Mütter. Die Jugend muß Deutschlands Größe sein. Bitten wir mit bewegtem Herzen den barmherzigen Gott, daß er dieses Wertgut, diese allerwichtigste Saat, diese einzige Hoffnung Deutschlands treu behüte und stark erziehe! Sie sind und bleiben uns eine „Gabe des Herrn“, also eine Aufgabe für die Menschen, und geraten „wie die Pfeile in der Hand eines Starken“, wenn sie vom richtigen Waffenmeister behandelt werden.

Ich glaube, auch die Hoffnung der christlichen Kirche ruht auf der Zukunft und auf dem neuen Geschlecht. Ich glaube an eine kommende Zeit voll neuen Glaubens und religiösen Lebens; an eine Zeit zwar der Kämpfe, aber auch der Begeisterung; an eine Zeit neuer Liebeskräfte, aus dem Schläfe aufgewacht. Ich glaube nicht, daß diese Erneuerung des Ganzen so bald da sein wird, wie viele ungeduldig hoffen. Aber ich glaube, daß es vorwärts geht im Reiche Gottes; ich glaube an den kommenden Christus und an das kommende Gottesreich. Und wie es immer ist, es wird unter Wehen geboren, unter Tränen und Traurigkeit.

Für dieses Reich kämpfen und leiden wir, kämpfen und fallen und siegen unsere Brüder draußen; das alles kann nicht vergeblich sein. Über alles unser großes Erleben leuchte uns denn die Gnade unsres allbarmherzigen Gottes!

## Alle Augen warten auf dich!

Predigt am Sonntag Rogate 1916 über Psalm 104, 27—35.

Es wartet alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deinen Mund aufstust, so werden sie mit Gut gesättigt. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und du erneust die Gestalt der Erde. Die Ehre des Herrn ist ewig; der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken. Er schaut die Erde an, so bebt sie; er rührt die Berge an, so rauchen sie. Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin. Meine Rede müsse ihm wohlgefallen. Ich freue mich des Herrn. Der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden und die Sünder nicht mehr sein. Lobe den Herren, meine Seele! Halleluja!

Dieses Freudenlied von Gottes Welterhaltung klingt herein in unsere Sorgen um die Volksernährung. Es wird zu einer rechten Predigt für uns und mahnt zu Geduld, Vertrauen und Brüderlichkeit. Es zeigt uns, wie der Herrgott sein großes Volk ernährt, und warum es doch so oft nicht gelingt.

### Volksernährungsfragen.

Gott tut das Seine — möchten doch auch die Menschen das Ihre tun!

#### I.

Es wartet alles auf dich. Im Frühling hat der Sonne lebender Strahl das Leben im Boden geweckt, der Erde das unsichtbare Blut gewärmt, und die Menschen sahen froh das lachende neue Leben. Befriedigt ging der Bauer übers Feld: wie schön hat alles angefaßt! Das wird eine gute Ernte geben! Nach einiger Zeit werden die Mienen bedenklicher: etwas Regen könnte schon kommen. Schließlich wird ein langes und banges Warten daraus. So wartete im

Frühjahr 1916 ganz Deutschland auf gnädigen Regen. Es lernte da so recht verstehn, was es heißt: Es wartet alles auf dich!

Alles in der Welt harret auf seine Erhaltung. Das Reh, das in der Frühe aus dem Walde tritt mit scheuen Schritten, der Fink, der den Schlaf abschüttelt und ausfliegt, um Würmchen zu suchen für sich und sein Weibchen, die Wiesenblume, die den Kelch wieder öffnet, und das wachsende grüne Gras, die Tanne mit hängenden Ästen am Waldrand und die hohe Eiche, die den Himmel grüßt, sie alle sind wie ein großer Chor von Wesen, die Erhaltung brauchen und darauf warten.

Aber der Mensch wohl nicht? Er denkt leicht so, wir wissen es. Der Bauer meint, er habe gut gepflügt, gutes Saatgut genommen und den rechten Augenblick getroffen, und darum sei alles gut. Der Städter meint, er arbeite und verdiene, dann gehe er zum Bäcker und Fleischer und kaufe Fleisch und Brot. Der Techniker liefert die praktischen Maschinen, der Chemiker ersetzt den mangelnden Stickstoff durch künstlichen, er düngt das Feld und fördert die Kräfte der Erde. O wir Menschen sind schon etwas! Wir zwingen die Natur! Wir machen's mit unserer eigenen Kraft.

Jawohl, meine Freunde, das sehen wir jetzt. Wovon hängen wir Menschen ab? Eben nicht bloß von uns selbst, sondern erstens von dem Willen der Natur und zweitens von der richtigen Menschenkultur. Denkt an das bangende Frühjahr 1915, dem die schlechte Ernte folgte, wie die Sonne sich mit ihren spitzen Strahlen allzutief in den Boden grub und schließlich nichts mehr zu hoffen war. Und auch jetzt wieder: Ein Millionenvolk wie Deutschland, ein tüchtiges Volk, das alle Mittel der Chemie und Technik beherrscht, bleibt eben doch ein großes harrendes Volk, abhängig von Regen und Sonnenschein wie das einfachste Naturvolk der Erde. Und abhängig dazu vom rechten Verhalten der Menschheit. Wir haben früher oft gedacht, wenn auch einmal ein Landstrich Mißernte habe, so sei dann Ungarn da oder Galizien, Rumänien, Rußland, Amerika, die Technik des Völkerverkehrs und der großartige Handel überbrücken alle Schäden und gleichen alles aus. Jawohl, dann sperrt auf einmal der Krieg alle Grenzen, dann schießt ein Volk wie England seine Kreuzer aus und läßt nichts herein! Was helfen uns Technik und Handel, wenn die große Maschine der Völkerwelt und Völkerkultur in Unordnung und zum Stillstand kommt? Dann lernen die Menschen auf einmal fragen, ob Gott die Sache nicht bald wieder in Ordnung bringe. Dann fragen sie auf einmal nach ihm, wenn mit ihrer Macht nichts getan ist.

Wir hängen auch inbezug auf die Volksernährung nicht nur von uns selbst, unsrer Geschicklichkeit und großartigen Organisation ab, sondern auch von äußeren Mächten. Diese aber sind uns Christen etwas Persönliches und haben ein Herz. Unser Gott ist's. Die ganze Welt ringsum wartet auf die Freundlichkeit ihres Schöpfers und Erhalters. Dagegen kann keiner der sogenannten „Atheisten“ an. Meine

Freunde, wenn der angesehenste Chemiker unsrer Hochschule, ein weithin bekannter Mann, kürzlich bei der Bestattungsfeier eines andren berühmten Chemikers hier in Dresden die schönen Worte gesprochen hat: nach dem herrlichen Schlusse des Vaterunsers seien alle Kräfte der Erde, auch die, die die chemische Wissenschaft erforsche und nutzbar mache, Gottes: meine Freunde, wenn ein solcher Mann solches Bekenntnis ausspricht, so wiegt das schwerer als alle Gottesleugnungen derer, die keinen Gott zu brauchen vorgeben. Wir lernen dann in Anbetung bescheiden sprechen: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit!“ Es wartet alles, alles auf dich, du lieber Gott!

Und nun behaupte ich: Gott tut das Seine.

Ein katholischer Volkschriftsteller, Alban Stolz, hat einst ein hübsches Buch über das Vaterunser geschrieben. Bei der vierten Bitte rechnet er scherzend aus, was dem Herrgott Jahr um Jahr ein einziger Sperling kostet, so ein „Zweispenniggeschöpf“, über dessen Abgang sich nichts aufregt, wenn eines vom Dache fällt. Gott erhält aber Millionen von Sperlingen. Und nun kommt Jesus und sagt zu uns: Ihr Menschen, die ihr ein jeder wertvoller seid als viele Sperlinge, seid dem Vater im Himmel genau bekannt, bis auf die Haare auf eurem Haupte; er will euch ebenso treu erhalten. Was macht ihr euch also unnötige Ängste? Ihr müßt mehr Vertrauen haben! Da wachst du, sorgenvolle Frau, am Morgen sorgenschwer auf, öffnest die Fenster und fragst dich ängstlich in deinem Sinn, wie du heute wieder dich und die Kinder ernährest. Sieh zu, da sitzt gerade vor dir auf dem Bäumchen so ein Vögelchen, reckt sein Köpfchen und schaut dich an; es denkt nicht und sagt nichts Wichtiges, lügt nur in die Welt und zwitschert sein Verschen. Wer aber das rechte feine Ohr hat, hört doch eine Sprache heraus, die große Sprache der Gesamtnatur. Ihr merkwürdigen Menschen, sagt es, was habt ihr Ängste? Höchstens vor euch fürchte ich mich und vor der Kaze; sonst ist das Leben leicht und schön. Mich trägt's, das Leben! So muß du Christ dir das in deine Sprache übersetzen, die bewußt, vertrauend und dankbar spricht: Mich trägt mein Gott, und ich warte auf ihn. „Wenn du deine Hand aufstust, werde ich mit Gut gesättigt.“

Vertrauen also, Vertrauen, Freunde! Und dies auch in schwerer Zeit. Ich weiß wohl, daß ihr schon lange, während ich rede, ein Bedenken in euch habt, das ihr nicht unterdrücken könnt. Tut Gott wirklich immer das Seine? Wie war es denn mit der schlechten Ernte von 1915? Warum läßt er unser Vaterland gerade dann im Stich, wenn es ihn am meisten braucht?

Ob wir nicht gerade darin große, feine Absichten Gottes erkennen müssen? So schwer die Zeit ist, und so schwer wir alle — wir alle, nicht bloß die Armen — an der Last tragen, ich komme doch von der Erkenntnis nicht los, daß wir allejamt viel gelernt haben. Das Thema, an dem wir alle lernen, heißt eben: „Warten“. Gerade wir

in der Stadt z. B. lernen, was Brot bedeutet. Wir lernen unsren Zusammenhang mit der Natur ganz anders begreifen. Für den Pastor in der Großstadt war es sonst immer etwas schwer, die Erntefestpredigt zu halten, weil in der Zuhörerschaft nicht so rechtes Verständnis dafür war. „Erntefest“ — das feiert man auf dem Lande! Jetzt lernen wir es alle. Die Zeit hält uns eine dauernde Saat- und Erntepredigt. Uns gilt das Wort von Luthers vierter Bitte: „daß er's uns erkennen lasse und mit Dankagung empfangen unser täglich Brot.“

Wir lernen aber noch mehr. Kürzlich ist von einem hessischen Landpfarrer ein schönes Buch erschienen: „Das Dorf auf der Höhe. Wie es den Krieg erlebte“ (von Otto Herpel). Darin schildert er die schwere, wortlose Art, mit der seine Bauern die Kriegszeit durchleben. Vor allem aber das bange Warten auf Regen im Kriegssommer 1915 mit den grauen Gespenstern seiner Sorgen, mit strahlendem, stahlblauem Himmel über dörrendem Gras. Er schließt: „Und trotzdem, so schwer sie darunter gelitten, haben sie sich doch nicht unterkriegen lassen. Tausend innere Kräfte haben sie dagegen mobil gemacht, in Ehren gekämpft und wacker gerungen, um obzusiegen und nicht zu unterliegen der erbarmungslosen Wucht der sengenden Sonne.“ Meine Freunde, der tüchtige Mensch wird nur größer durch die Schwierigkeit, und Hemmungen sind dazu da, daß sie überwunden werden und die Kräfte stählen. Darum wollen wir nie verzagen, wenn es uns Gott nicht leicht macht. Gerade dann erst wollen wir das wirkliche starke Vertrauen fassen. Und wenn wir gar nichts fühlen sollten von seiner Macht, so glauben wir eben „blind“. Er ist doch Er! „Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie und werden wieder zu Staub.“ „Er schaut die Erde an, so bebt sie; er rührt die Berge an, so rauchen sie.“ Auch im Gewittersturm und Wolkenbruch, wie wir sie kürzlich im Lande gehabt haben, kann Gott nachdrücklich zu den bebenden Menschen reden. Er hat immer seine Stunde. Er läßt uns manchmal warten, bis er uns Speise gibt „zu seiner Zeit“. Wir möchten ja immer gern das Unsere haben zu unsrer Zeit, im Nu und Augenblick, und drängen uns wie ungeduldige Kinder um die Mutter. Aber er weiß seine Stunde.

Dann lernen wir das richtige Rogate, das bescheidene und dankbare Bitten. Gerade auch wir Deutschen. Unser „Durchhalten“ hängt eben doch nicht von den stärksten Bataillonen und schwersten Geschützen ab, sondern auch von andren Dingen, die wir nicht in der Gewalt haben. Lernt nur „Warten“, ihr Deutschen! Gerade unter euch sind viele, die die heilige Wartekunst und das bescheidene Harren noch wenig verstehen. Auch eure Augen müssen lernen warten auf ihn. Und vom Warten gilt es durchzudringen zum Bitten, von der sprachlosen Sehnsucht zum bewußten Warten. Dann werden wir immer stiller werden und jene gleichmäßige, unerschütterliche Freude in den Herzen tragen,

die wie ein Lied klingt in der Seele: „Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin.“

Gott tut das Seine! Aber woher kommen dann die vielen Schwierigkeiten in der Volksernährung? Die kommen von den Menschen! Ich füge daher hinzu: Gott tut das Seine — möchten doch auch die Menschen das Ihre tun! Und da muß ich noch einmal recht ernst sprechen.

## II.

Wenn der kranke Denker, der jungen Köpfen immer noch die Sinne verdreht, Friedrich Nietzsche, einmal darüber spöttelt, „daß es in der Welt durchaus nicht göttlich zugeht, ja noch nicht einmal nach menschlichem Maße vernünftig, barmherzig oder gerecht; wir wissen es, die Welt, in der wir leben, ist ungöttlich, unmoralisch, unmenschlich“ — so ist dies wahr. Aber es trifft nicht Gott, es trifft die Menschen. Nur ein Beispiel, das mir dieser Tage einfiel, als ich durch die Straßen an den Fenstern der Läden hinging. Man las kürzlich in den Zeitungen große Aufsätze: wenn die Spargelzeit läme, o der Spargel müsse „Volksernährungsmittel“ werden. Gut, dachten wir, das ist schön; das kann diesmal werden, es geht ja nichts in Ausland, und die Ernte scheint gut zu werden. Der Frühling kam und mit ihm die besonders schönen Erzeugnisse des Landes, mehr denn sonst und schöner denn sonst, und alles hier im Lande bleibend (bis auf das, was man eben doch mit schwerem Unrecht aus Ausland verkauft hat; es mag wohl aber nicht so viel gewesen sein). Man hätte meinen sollen, daß es billiger sein müßte als sonst, und dann könnte das leidende Volk davon haben. Und wie wurde es denn? Ihr wißt, es ist nicht so geworden. Die Preise waren höher als sonst; welche arme Leute sollten sie aufbringen können? Und so ist es in vielen andren Dingen auch. Hier liegt ein Fehler unsres Gesamtlebens vor. Deutlich sieht man: Gott tut das Seine — aber wir Menschen tun es nicht.

Wir verkümmern einander die reichlich zuwachsende Nahrung. Und zwar auf zweierlei Weise: durch Vergeudung und durch Entziehung. Durch Vergeudung — davon haben wir manches Schlimme erlebt. Haben wir nicht im ersten Kriegsjahr zu leichtsinnig gewirtschaftet, und rächt sich dies nicht jetzt? Hat es den Einzelnen wie dem Ganzen nicht an der rechten Voraussicht und Einteilung gefehlt? Wir können immer noch von dem alten Grundsatz des Josef lernen, der seinem König den vernünftigen Rat gab: Sammle und spare jetzt in den guten Jahren, und du wirst mit Leichtigkeit die kommenden mageren Jahre überstehen! Und dort handelte es sich um sieben und sieben Jahre — wie weise also und sorgsam! Wir Menschen von heute sind noch zu leichtsinnig. Wir lernen es erst, das Einteilen und auch das rechte Bescheiden mit einer einfachen Lebensweise.

Ernstlicher aber liegt mir heute daran, von der anderen Sünde zu reden, die im Lande geschieht, der Entziehung und Vorenthaltung,



Einheimfung und Verteuerung. Das ist und bleibt eine schlimme, ernste Sache, über die wir nicht leicht hinwegkommen. Wir wollen doch wahrhaftig sein und es weder vergessen noch verhehlen, wie auch wir Deutschen gezeigt haben in den Tagen der Not, daß wir noch kein wirklich christliches Volk sind. Wir halten uns manchmal für erhaben über das Christentum und glauben darüber hinaus zu sein, und haben doch seine einfachsten praktischen Lebensregeln noch nicht in Tat umzusetzen gelernt. So sehr steht es noch über uns, so weit liegt es noch vor uns, wie ein schier unerreichbares Ideal. Unser Wirtschaftsleben ist innerlich krank, so krank, daß der Einzelne das Unnormale gar nicht empfindet. Ich frage mich: Ist es richtig und muß es sein, daß eine Ware, sobald sie seltener wird, auch teurer werden muß? Ich weiß wohl, daß der Volkswirt darauf eine Antwort zu geben weiß. Er wird uns sagen: Ja, dadurch regelt sich das Haushalten und die Sparsamkeit. Und doch spricht in unserem Herzen und Verstand etwas dagegen. Ich hörte dieser Tage das Gespräch zweier Soldaten. Der eine war im Zivilberuf Arbeiter, der andre Bauer. Beide waren verständige, ruhig denkende und sprechende Menschen. Der erste erhob dieselbe Frage; der andre sagte, das sei nun einmal immer so gewesen, wenn etwas „rar“ werde, werde es teurer. Der erste bestritt, daß das so sein müßte, und ich mußte ihm insofern recht geben, als der zunächst liegende Grund des Preisaufschlags doch nichts anderes ist als die Selbstsucht des Verkäufers, der die Lage auf Kosten der anderen ausnützt. Der gesunde Menschenverstand kann nicht anders als so urteilen.

Ich frage aber weiter: Warum werden auch so viele andre Dinge teurer, die keineswegs rarer sind, die zur Genüge vorhanden, ja im Überflusse da sind? Gibt's da eine andere Antwort als die, daß eben jeder die Lage ausnützt zu seinen Gunsten und möglichst viel heraus schlägt, ohne nach der Not der Brüder zu fragen? Es gibt da keinen andern Grund als die Selbstsucht! Die Selbstsucht, die ja so weit geht, daß sie die Ware lieber verderben läßt als billig verkauft. „Jeglicher sieht auf seinen Weg“ und denkt an seinen Vorteil. Oder versteht ihr Sinn und Grund dieses Aufsteigens mancher Preise besser als ich? Wer mich belehren kann, soll mir willkommen sein.

Wißt ihr, wie Luther im großen Katechismus einmal sagt? „Also soll es allen andern gelingen, so aus dem offenen freien Markt nichts denn ein Schindeleich und Raubhaus machen, da man täglich die Armen übersehet, neue Beschwerung und Teuerung macht, und jeglicher des Markts brauchet nach seinem Mutwillen, trozet und stolzet dazu, als habe er gut Fug und Recht, das Seine so teuer zu geben, als ihn gelüftet, und soll ihm niemand drein reden. Denen wollen wir zwar zusehen, schinden, zwacken und geizen lassen, aber Gott vertrauen, der es doch ohn das tun wird, daß er, wenn du lange geschunden und geschreppelt hast, einen Segen darüber spreche, daß dir dein Korn auf

dem Boden, dein Bier im Keller, dein Vieh im Stalle verderbe, ja wo du jemand um einen Gulden täuschest und vervorteilest, soll dir's den ganzen Haufen weg rosten und fressen, daß du sein nimmer froh werdest."

Laßt mich die Sache noch etwas tiefer anfassen, liebe Freunde. Worin besteht das Wesen des Kaufmanns- und Handelstandes? Es ist ein großer, schöner Beruf. Größe und Fortschritt eines Volkes und der ganzen Welt wurzeln in ihm. Das Große an ihm ist, daß er die Waren vermittelt. Von dort, wo sie entstehen und in Fülle sind, vermittelt sie der Kaufmann und Handelsherr dorthin, wo sie nicht sind oder nicht zur Genüge. Dann fliegen die Schiffe schwerbeladen über das Weltmeer, die Züge rollen ihre Fracht, die Zahlen bewegen den Sinn, und der flinke Kopf muß ordnen und verteilen, und so entsteht ein praktischer, ein ganzer Mann. Aber seine Aufgabe, ins Große gesehen, ist und bleibt doch: zu vermitteln. Nicht aber: zu verhindern. Den Verkehr der Ware soll er erleichtern, nicht aber verteuern und erschweren. Des Kaufmanns Stolz muß sein: recht viel zu verkaufen. Aber sein Stolz ist oft: recht viel zu verdienen. Das hört man leider oft aus den Gesprächen der Männer heraus, wenn sie untereinander sind. Gerade dieser Tage fiel mir das auf im Eisenbahnwagen. „Damit habe ich viel verdient“ — „so und so viel verdient“ — „wenn das nicht eintrat, hätte ich so und so viel mehr verdient“ — „das wird ein gutes Geschäft“ — usw. Aber keiner sagte mit dem einfachen Stolze, der mir besser gefallen hätte: Davon habe ich so und so viel verkauft, das heißt also: den Menschen vermittelt und verschafft. Ist das euer Stolz, ihr Kaufleute, daß ihr recht viel verdient? Dann müßt ihr euch schämen. Sobald die Ware selbst Nebensache wird, der Verdienst aber die Hauptsache, sobald bei der Dreierheit Einkauf, Verdienst, Verkauf die Blicke nur auf das mittelste gerichtet sind, liegt ein Fehler in der Sache vor, und ihre Grundgesetze sind verschoben. Wichtiger als das „Verdienen“ muß das „Dienen“, wichtiger als das „Geschäft“ das „Verschaffen“ sein. All die Großhandels- und Börseninteressen mit den „Konjunkturen“ und „Terminen“ und „Differenzen“ bis zur völligen Gleichgiltigkeit der Ware selbst, ja bis zu ihrem völligen Nicht-da-sein, sind doch eigentlich oft das Gradnetz, in welches der Egoismus die Grenzlinien seines Reiches auf Erden einzeichnet. Nicht aber die menschliche Brüderlichkeit, und diese ist, nochmals gesagt, sehr wohl mit einer hohen Auffassung des Kaufmannsberufs vereinbar.

Ich will nicht hart sein und will den Einzelnen gern verstehen. Es ist nicht grober Wucher bei jedem, wenn er die Verhältnisse benutzt, oder wenn er die Ware nicht so schnell herausgibt, wie es andre fordern. Es sind oft gesunde Gründe im Spiele. Auch will sich jeder urchsetzen im Kampfe der Menge, jeder möchte weiter streben und weiter kommen, jeder auch Herr sein über das Seinige und frei darüber

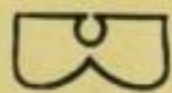
verfügen. Wir ehren voll das Eigentumsrecht. Aber die selbstsüchtige Spekulation ist unchristlich und unmoralisch.

Da lernt man denn den Seufzer: „Der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden und die Gottlosen nicht mehr sein!“ Die Menschen sind es, die einen Mißklang bringen in das reine Lied der Gottesfreude, die mit ihren Sünden und Freveln dem Psalmisten von einst wie uns von heute die Freude am Leben verderben. Gott tut das Seine, sie aber nicht.

Doch warum sage ich das euch, liebe Christen? Warum sage ich das hier, wo die groben Sünder doch gewiß nicht sitzen? Müßte man das nicht in Hochburgen der Geschäftselbstsucht sagen? Wir ändern das doch nicht, und am wenigsten durch Worte und Predigten! Ja, aber wir müssen doch das Gewissen der Welt sein, und müssen mindestens unter uns selbst eine bessere Erkenntnis anbahnen. Wir müssen in allen diesen Dingen viel klarer sehen und feiner empfinden lernen. Und wie hat uns gerade diese Kriegszeit die Augen geöffnet für manches, was wir früher hinnahmen, als könne es nicht anders sein, und was wir jetzt doch anfangen als grobe Verheerung des menschlichen Zusammenlebens anzusehen. Und wenn unter euch, meine Zuhörer, Geschäftsleute sind, die bitte ich herzlich, um ihres eigenen Gewissens wie um der Not der Brüder willen: Helft euren Stand veredeln; helft, daß die Welt brüderlicher werde, und macht euch frei, ganz frei von aller schänden Selbstsucht!

Es heißt in unsrem Liede: „Der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken.“ Ja, Gottes Werke sind ein für allemal herrlich „wie am ersten Tag“. Nicht aber kann er Wohlgefallen haben an seinem Menschen, der doch seiner Werke herrlichstes war. Er will aber die Welt erlösen. So ruft er es in der Christnacht hinaus in die Welt, das Wort von den „Menschen, die ihm wohlgefallen“, weil sie einen guten Willen haben; bei denen ist auch Friede. Solche Menschen des Wohlgefallens möchten wir doch alle werden! Rogate, ihr Christen, bittet, daß ihr's werdet! Dann würde euer Leben ausklingen wie dieser Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele!“

Gott tut das Seine zur vollen Freude der Welt — laßt uns das Unse tun!



37. 8° 475

Hinweise

Signatur	37. 8° 475	Stok	Mei
----------	------------	------	-----

RS

Bub

AK

Tei

Li Lu

Titelaufn.

AKB

We

FK

1 Homil. 2e

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-  
vermerk

III/9/280 Jd-G 80/61



**zfb** Entsäuerung

19. Juli 2007

